

JOHN LESCROART

DIE FARBEN DER GERECHTIG KEIT



Weltbild

Der Student Kevin Shea ist auf der Flucht. Gejagt wird er nicht nur von der Polizei, sondern von halb San Francisco, weil er - zu Unrecht - des Lynchmordes an dem schwarzen Rechtsanwalt Arthur Wade verdächtigt wird. Lescroart entwirft ein atemberaubendes Szenarium von Jägern und Gejagten, das für Hochspannung sorgt.

Die Serienhelden von John T. Lescroart sind Dismas Hardy, ein früherer Polizist, Staatsanwalt und jetziger Anwalt sowie Abe Glitzky, ein Leitender Inspektor der Mordkommission.

Dismas Hardy und Abe Glitzky

1. Der Deal
2. Die Rache
3. Das Indiz
4. Das Urteil
5. Die Farben der Gerechtigkeit
6. Der Vertraute
7. Gnade vor Recht
8. So wahr mir Gott helfe
9. Die Anhörung
10. Der Schwur
11. Ehernes Gesetz
12. Dünnes Eis
13. Das Motiv
14. Das Gesetz der Jagd
15. Mordverdacht
16. Schattenkampf

John T. Lescroart

Die Farben der Gerechtigkeit

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Heiner Friedlich

Weltbild

John Lescroart begann schon während seines Studiums in Berkeley mit dem Schreiben, entschied dann aber Rockmusiker zu werden und tourte mit seiner Band u.a. durch Europa. Nach einer schweren Krankheit und elf Tagen im Koma beschloss er, es noch ein letztes Mal mit einem Roman zu versuchen und eroberte mit seinem ersten Justizthriller auf Anhieb die US-Bestsellerlisten. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Davis, Kalifornien. Seine Bücher sind internationale Erfolge.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel A Certain Justice.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by John T. Lescroart

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This
edition published by arrangement with Dutton, an imprint of Penguin Publishing Group, a
division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1996 by Wilhelm Heyne Verlag, in der Penguin
Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Übersetzung: Heiner Friedlich

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-226-2

Für Alan Heit und für Lisa Marie Sawyer – um ihretwillen erschuf Gott
Kalifornien

Danksagung

Viele großmütige und talentierte Kollegen legen Zeugnis dafür ab, dass die Welt da draußen in Wirklichkeit doch nicht ganz so mörderisch ist. Ich möchte hier insbesondere Karen Kijewski nennen als stete Quelle von Inspiration, Unterstützung und neuen Ideen, wenn der Brunnen austrocknet oder der Wasserstand des Flusses nie wieder zu steigen scheint. Sie ist eine großartige Schriftstellerin und eine noch bessere Freundin.

Bedanken möchte ich mich auch bei Dale Brown und Bill Wood für all die ›kleinen Ermutigungen‹, als ich sie bitter nötig hatte, sowie bei Dick und Sheila Herman, Dennis Lynds, Gayle Stone – und bei Brian Garfield dafür, dass er sich die Haare nicht zu früh schneiden ließ. Ferner bei Rick Patterson und Jon Kellerman, die manches fanden, was ihnen gefiel, und so nett waren, es mir mitzuteilen.

In San Francisco bin ich denjenigen zu Dank verpflichtet, die mir ihre Zeit und ihr Fachwissen schenkten und es ermöglichten, dass diese Geschichte im Bereich der ›realitätsnahen Fiktion‹ blieb: den Staatsanwälten Bill Fazio und Jim Costello, Kevin Shelley, Mitglied des Stadtrats von San Francisco (und aus seinem Büro Mindy Linetsky und Eric Merten), sowie John L. Taylor, dem Geschäftsführer des Stadtrats. Vielen Dank auch denen, die ohne Unterlass an meiner Seite stehen: den Schwestern, Brüdern, Schwägerinnen und Schwagern Al Giannini, Don Matheson, Mike Hamilburg und Joanie Socola, besonders auch Justine Rose und Jack Sawyer – eure Hilfe ist von unschätzbarem Wert. Schließlich möchte ich mich noch für die unermüdlichen Bemühungen von Don Fine, Carole Baron, Leslie Schnur, Mike Geoghegan, Bernie Kurman, Bob Gales, Jason Poston, Fred Huber und meiner lieben Freundin Jackie Cantor bedanken. Welch großartiges Team!

»Ich habe den Eindruck, dass wir auf dem Gebiet der Degeneration schnelle Fortschritte machen.«

ABRAHAM LINCOLN

»An alle die Weißen, die Vorurteile gleich welcher Art haben: Über Bord damit!«

MARION BERRY

»Der Schmerz erreicht das Herz mit Lichtgeschwindigkeit, aber die Wahrheit bewegt sich zum Herzen so langsam wie ein Gletscher.«

BARBARA KINGSOLVER

19. bis 28. Juni

Um 20 Uhr 10 an einem ungewöhnlich heißen und schwülen Montagabend, zwei Wochen vor den Feiern zum Unabhängigkeitstag, stoppte der neue schwarze Honda Prelude des Steuerberaters Michael Mullen an der Ecke Neunzehnte Straße und Dolores. Mullen, neununddreißig Jahre alt und weiß, war verheiratet und Vater von drei Kindern unter acht Jahren. Die Dolores Street im Stadtteil Outer Noe Valley District von San Francisco ist in der Mitte geteilt. Zwischen den nach Norden und den nach Süden führenden Fahrspuren liegt eine breite Grasfläche mit vereinzelt Bäumen.

Zeugenaussagen zufolge ging eben ein junger Schwarzer über diesen Grünstreifen, als Mullen vor dem Stoppschild der Neunzehnten Straße hielt. Der Fahrer des Autos unmittelbar hinter Mullen, ein junger Mann namens Josh Cane, erinnerte sich später, dass das Fenster von Mullens Wagen auf der Fahrerseite wegen der Hitze heruntergedreht und sein auf dem Rahmen ruhender Ellbogen zu sehen war.

Der junge Mann auf dem Grünstreifen, der in Richtung Norden gegangen war, also in dieselbe Richtung, in die sowohl Mullen als auch Cane unterwegs waren, legte die restlichen Meter zwischen sich und Mullen mit ein paar athletischen Sprüngen zurück, »als würde er über eine Pfütze oder so was springen« (Rayanne Jonas, sechsundfünfzig Jahre, eine afroamerikanische Tagesmutter, die gerade von ihrer Arbeit in der Kindertagesstätte in der Army Street nach Hause ging).

»Ich sah, dass er etwas in der Hand hatte. Damals, ich meine, in diesem Moment, hielt ich es für eine Pfeife, aber dann merkte ich ...« Wie sich herausstellte, war es eine Pistole, die der Mann an Mullens Schläfe hielt. Er schoss. Der Knall war so laut, dass Cane ihn trotz geschlossener Fenster und voll aufgedrehter Klimaanlage »wie einen Donnerschlag« hörte.

Der einzige Zeuge, der in den nächsten Sekunden genug Geistesgegenwart besaß, um etwas zu unternehmen, war ein fünfzehnjähriger Junge spanischer Abstammung namens Luis Santillo. Luis arbeitete nach der Schule in einem Fast-Food-Lokal weiter unten an der Ecke Sechzehnte und Guerrero Street und war von dort gerade

auf dem Heimweg. Auch er sah, wie der athletische Mann auf Mullen zulief, die Waffe hob und schoss. »He!«, schrie Luis. »Was, zum Teufel ...« Er begann auf Mullens Wagen zuzulaufen.

Ohne ihn oder sonst wen zu beachten, öffnete der Angreifer die Tür des Wagens, packte Mullen und zog ihn mit einer Hand heraus. Er schnappte sich Mullens Portemonnaie und stieß den Toten auf die Straße.

Luis, der nur noch etwa sechs Meter vom Wagen entfernt war und immer noch rannte und schrie, blieb wie erstarrt stehen, als der Wagen mit offener, hin und her schwingender Fahrertür anfuhr. Das Auto kam leicht ins Schleudern, fing sich wieder und schoss über die Kreuzung. Mit dem linken Kotflügel erfasste es Luis, der auf die Motorhaube und gegen die Windschutzscheibe prallte und zwanzig Meter weit in einen Wacholderbusch auf dem Grünstreifen geschleudert wurde. Das rettete ihm zwar das Leben, aber die Nägel in seiner Hüfte würden ihn wohl für immer daran hindern, so athletische Sprünge zu machen wie der Schütze.

Der beschleunigende Wagen »raste wie eine Rakete davon, immer schneller und schneller, bis er außer Sichtweite war« (Riley Willson, Automechaniker und Besitzer einer Werkstatt namens Riley's Garage an der nordöstlichen Ecke der Kreuzung Neunzehnte Straße und Dolores).

Am 19. Juni fand man den Wagen beziehungsweise das, was von ihm übrig war. Türen und Reifen fehlten und die Karosserie war wahrscheinlich von jedem Jugendlichen in der Gegend, der eine Sprühdose besaß, bemalt worden. Er stand an der Moscow Street in der Nähe des Crocker-Amazon-Spielplatzes, südlich des Freeway 280, fast am Stadtrand, wo häufig Fahrzeuge stehen gelassen wurden. Neben Kokainspuren, Marihuanasamen, den Kippen etlicher Joints, Bierdosen und anderem Abfall fand sich – auf der Rückseite des Lenkrads – ein so wunderschöner Fingerabdruck in Blut, dass Shawanda Mbotto, Spezialistin der Spurensicherung des Police Department von San Francisco, auf ihrem Hocker vor dem Mikroskop sitzend einen Freudenschrei ausstieß.

Es dauerte nicht einmal einen Tag, bis feststand, dass das Blut tatsächlich

von Michael Mullen stammte. Der Fingerabdruck gehörte einem Afroamerikaner namens Jerohm Reese, der mehrfach vorbestraft war.

Jerohm Reese war zwanzig Jahre alt. Die Jugendbesserungsanstalt hatte er zum ersten Mal mit vierzehn von innen gesehen. Ein Jugendgericht hatte ihn, der ohne festen Wohnsitz war, dorthin verfrachtet, nachdem er Ronda Predeaux zusammengeschlagen und ihm die Air-Jordan-Tennisschuhe gestohlen hatte.

Sein ›Komplize‹ Wesley Ames, ebenfalls minderjährig, hatte Ronda am Boden gehalten, sich auf dessen Oberarme gekniet und ihn immer wieder ins Gesicht geschlagen, während Reese ihm die Schuhe auszog. Wesley Ames war besser bekannt unter dem Straßennamen ›Tooth‹; er hatte in der oberen Zahnreihe nur noch einen Zahn, ganz vorn.

Während der nächsten vier Jahre wuchs Jerohm Reese' Jugendstrafenregister, das vor allem aus Diebstahl und – weil es manchmal eben sein musste – kleineren Gewalttätigkeiten bestand, bei denen er meistens die Fäuste, einmal ein Metallrohr und ein anderes Mal einen Stein benutzte.

Seinen achtzehnten Geburtstag verbrachte Jerohm in einem Gerichtssaal. Er war zwar noch nicht achtzehn gewesen, als er den Spirituosenladen an der Ecke Portola Drive/Ocean Avenue ausgeraubt hatte, aber er hatte einen Revolver bei sich gehabt – ein Spielzeug, wie er bei der Verhaftung angegeben hatte (mit Jerohms Spielzeug, das niemals gefunden wurde, war dem Ladenbesitzer Meyer Goldsmith eine Gehirnerschütterung zugefügt worden).

Gina Roake, Jerohms Pflichtverteidigerin, war mit ihrem Antrag auf ein mildes Urteil erfolgreich. Die Tat, argumentierte sie, sei Jerohms erste wirkliche Straftat (nämlich als Erwachsener) gewesen. Der Richter am Bezirksgericht Thomas Langan schickte Jerohm daraufhin – ob von diesem Argument überzeugt oder am Ende eines langen Tages auf dem Richterstuhl erschöpft – für ein Jahr ins Bezirksgefängnis. Wegen Überbelegung des Gefängnisses saß Reese von dieser Strafe fünf Monate und einundzwanzig Tage ab.

In den eineinhalb Jahren, die zwischen Jerohms Entlassung aus dem Gefängnis, als er die Strafe für den Portola-Raub verbüßt hatte, und

dem Tag lagen, als sein blutiger Fingerabdruck an Michael Mullens Lenkrad identifiziert wurde, hatte er sich unauffällig verhalten. Obwohl er mehrere Male zum Justizgebäude gebracht und dort vernommen worden war, hatte man ihn keiner neuen Verbrechen angeklagt. Jerohm hatte sich zwar meistens im Bay View District zwischen Hunter's Point und dem Candlestick-Park-Stadion aufgehalten, einer der kältesten und ungemütlichsten Gegenden des ganzen Landes. Doch in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni wurde er von Sergeant Ridley Banks, einem schwarzen Beamten des Morddezernats, verhaftet, als er gerade den Kit Kat Club nördlich der Laguna Street, also ein ganzes Stück vom Candlestick-Stadion entfernt, verließ. Der Besitzer des Etablissements, Mo-Mo House, hatte gewisse Absprachen mit Sergeant Banks getroffen und diesen über Jerohms Anwesenheit informiert. Mit dem Prozedere vertraut, leistete Jerohm keinen Widerstand.

Bei der Durchsuchung der von Jerohm angegebenen Adresse, einem Apartment, das er zusammen mit der achtzehnjährigen arbeitslosen Friseurin Carryl Joyner und ihrem zweijährigen Sohn Damien bewohnte, fand man eine von Michael Mullens Kreditkarten.

Jerohm versicherte, nicht zu wissen, wie die Kreditkarte zwischen die Kissen seines Sofas gekommen sei. Vielleicht, sagte er, sei sie aus der Tasche seines Freundes Tooth gefallen, als der ihn besucht habe. Leider war Tooth kurze Zeit vorher ums Leben gekommen, weil er an außergewöhnlich reines braunes Heroin aus Mexiko geraten war und sich damit aus Versehen den goldenen Schuss gesetzt hatte. In der Annahme, es sei Tooth' Wagen, erklärte Jerohm, habe er ihn in jener Nacht nach Hause gefahren – Tooth war vollgekippt, außerdem hätte seine Frau ihn umgebracht, wenn er auch diese Nacht nicht nach Hause gekommen wäre. Dabei müsse sein – Jerohms – Fingerabdruck ans Lenkrad gekommen sein. Jerohm war das Blut nicht aufgefallen – es müsse wohl am Sitz oder so gewesen und dann irgendwie an seine Finger geraten sein.

Zwei Tage nach Jerohms Verhaftung am Freitag nahm er an vier Gegenüberstellungen teil. Auf der ›guten‹ Seite der Glasscheibe saßen nacheinander Josh Cane (der Fahrer des Wagens hinter Michael

Mullen), Rayanne Jonas (die Tagesmutter), Luis Santillo (immer noch in Gips und mit einem Verband um den Kopf) und Riley Willson (der Besitzer von Riley's Garage).

Alle Zeugen bezeichneten Jerohm Reese als denjenigen, der dem Schützen am ähnlichsten sehe, doch keiner von ihnen war sich hundertprozentig sicher, ob er es tatsächlich war. Der Mann, der Michael Mullens Wagen gestohlen hatte, war groß gewesen wie Jerohm und muskulös und sportlich wie Jerohm. Aber er hatte einen Bart gehabt und Jerohm war sauber rasiert (seit Monaten schon, behauptete er). Außerdem hatte der Mann eine ärmellose Daunenjacke getragen, die ihn womöglich kräftiger hatte aussehen lassen, als er eigentlich war. Und das Licht war um zwanzig Uhr an einem schwülen Juniabend nicht besonders gut. Keiner der Zeugen war sich sicher.

Aber auch ohne die Augenzeugen wanderten der Bericht über den Vorfall und die Akte über die Verhaftung zum Büro des Bezirksstaatsanwalts eine Etage tiefer. Inspektor Banks vernahm andere potenzielle Zeugen, Personen, die sich vielleicht erinnern würden, ob Jerohm in letzter Zeit einen Bart getragen hatte, Personen, die Tooth zur Tatzeit eventuell an einem anderen Ort gesehen hatten. Die übliche mühsame Polizeiroutine.

Am Dienstag, den 28. Juni, erklärte Bezirksstaatsanwalt Christopher Locke, dass seine Behörde gegen Jerohm Reese keine Anklage wegen des Raubes von Michael Mullens Wagen und des Mordes an Michael Mullen erheben werde. Er halte es für unmöglich, sagte er, den Tatvorwurf ohne die zwingende Aussage eines Augenzeugen beweisen zu können. Die Kreditkarte und der Fingerabdruck könnten erklärbar sein – Tooth' Wohnsitz liege drei Häuserblocks vom Crocker-Amazon-Spielplatz entfernt und dessen Fingerabdrücke befänden sich ebenfalls überall auf dem Vordersitz, zusammen mit denen von zehn weiteren Personen.

Jerohm wurde also aus der Untersuchungshaft entlassen. Am Dienstagnachmittag um 14 Uhr 28 unterschrieb er seinen Entlassungsschein. Er hatte abgewartet, bis das Mittagessen ausgegeben worden war.

Dienstag, 28. Juni

In der Cavern Tavern, einer Arbeiterkneipe im Stadtteil Richmond, hatte sich eine ansehnliche Menge trinkender Gäste versammelt. Jerohm Reese' Opfer, der staatlich zugelassene Steuerberater Michael Mullen, war Stammgast im Cavern gewesen und hatte die Steuerangelegenheiten des Lokals erledigt. An diesem 28. Juni wäre er vierzig Jahre alt geworden. Die Besitzer der Kneipe hatten beschlossen, sich auf ihre Art von Mike zu verabschieden und im Andenken an ihren Freund eine Party zu feiern.

Mikes jüngerer Bruder Brandon, ein fünfunddreißigjähriger Fernmeldetechniker, der sich an diesem Tag freigenommen hatte, und sein Cousin und bester Freund Peter McKay, der zurzeit ohne Job war, hatten vergeblich versucht, Mullens Witwe Paula zu überreden, ins Cavern zu kommen, aber sie hatte genug von irischen Leichenschmäusen, Begräbniseremonien und Besäufnissen. Vor allem hatte sie von ihrem Kummer genug und wollte mit ihren Kindern so schnell wie möglich zu einem normalen Leben zurückkehren, was, wie sie allmählich begriff, vermutlich nie gelingen würde.

Brandon Mullen und Peter McKay waren wegen Mikes sinnlosem Tod traurig genug gewesen, aber Paulas Weigerung, sie zum eigens anberaumten Gedenkfest in die Cavern zu begleiten, hatte sie in noch trübere Stimmung versetzt. Mikes eigene Frau!

Das riesige Porträt von Mike, das an der Dart-Wand hing, verstärkte das Gefühl des Verlustes. Der Bruder und Freund war fort. Verdammt, noch einen Whiskey.

Jamie O'Toole hinter der ovalen Theke der Cavern in der Mitte des Raumes ließ keinen der Stammgäste für die Drinks bezahlen. Dies war die Totenwache für einen Stammgast und die Cavern würde sich heute Abend nicht lumpen lassen. Das war das Wenigste, was sie für Mike tun konnten.

Um Viertel vor neun waren fast sechzig Männer in die Cavern geströmt, bereit, sich volllaufen zu lassen. Die einen waren nach dem Abendessen mit ihren Frauen und Kindern gekommen, die anderen heiß, verschwitzt und durstig nach getaner Arbeit von den Baustellen, den Kfz-

Werkstätten oder dem Straßenbau. Jamie O'Toole schenkte ein und sie prosteten dem postergroßen Foto von Mike Mullens lächelndem Gesicht zu.

Aus der Jukebox drang laut, hämmernd und beharrlich Neil Youngs ›War of Man‹. Irgendjemand wählte es immer wieder und Jamie O'Toole ließ die Lautstärke aufgedreht. Die Gäste begannen sich zur Musik hin und her zu bewegen, Schulter an Schulter, zusammengedrängt und schwitzend, verschütteten dabei ihr Bier.

Kevin Shea, ein achtundzwanzigjähriger Student des Fachbereichs Geschichte der Universität von San Francisco, hatte eine gute Figur und rote Wangen, sah bestenfalls wie zwanzig aus. Sein Haar war dicht und fast schwarz. Er besaß ein zynisches Lächeln, das er gern von Zeit zu Zeit präsentierte, dazu eine Vorliebe für Alkohol. Kein Held auf den ersten Blick.

Er lehnte an der Wand neben der Jukebox und trank das dritte spendierte Harps-Bier. Mike Mullen hatte er weder gut gekannt noch war er wegen der Verabschiedung gekommen, obwohl er davon gehört haben musste. Er kam fast jeden Tag in die Cavern.

Neil Young ging ihm langsam auf die Nerven. Als die ersten Akkorde von ›War of Man‹ zum fünfzehnten Mal erklangen, stieß er mit der Hüfte gegen die Jukebox und ein gellendes Kreischen hallte durch den Raum. »Pass auf deinen Arsch auf!«

Im Raum kehrte Stille ein. Die Iren glauben, dass in einem solchen Augenblick ein Engel vorbeifliegt, und nennen ihn deshalb ›angel's passing‹. Falls die Engel auch in diesem Moment kamen, blieben sie jedenfalls nicht lange. Zufällig sah in diesem Augenblick Peter McKay an der Bar zum Fernseher hoch, der in der kurzen Stille laut dröhnte. Er packte Brandon Mullen heftig an der Schulter und vergoss dabei noch mehr Bier, das ihm seitlich an seinem Glas hinunter über die Hand lief. »Da, seht euch das an!«, schrie er. »Da oben! Das ist doch der Nigger, der Mikey umgebracht hat, oder nicht?«

Aller Augen waren auf die Reporterin gerichtet, die, ein Mikrofon in der Hand, auf den Stufen des Justizgebäudes stand. Hinter ihr wirbelte der

Wind leere Lebensmittelverpackungen und anderen Unrat auf.

»Nach letzter Auskunft der örtlichen Behörden«, sagte sie gerade (Jamie O'Toole hatte die Lautstärke so hoch gedreht wie vorher bei Neil Young), »wurde Jerohm Reese, der letzte Woche im Zusammenhang mit der Ermordung eines Mannes im Mission District festgenommen worden war, aus der U-Haft entlassen. Gegen ihn wird keine Anklage erhoben. Laut Staatsanwaltschaft liegen nicht genügend Beweise vor ...«

Brandon Mullen, der Bruder des Opfers, knallte sein Bierglas auf die Theke und schrie die Reporterin, als stünde sie direkt neben ihm, an so laut er konnte: »Was redest du da? Es gibt vier Augenzeugen!«

Jemand hinten bei Kevin Shea fügte hinzu: »Er hatte Mikeys Kreditkarte, oder etwa nicht?«

»Er hatte die verdammte Pistole!«

»Was brauchen die noch, um jemanden einzulochen?«

»Die verdammten Nigger kommen ungestraft mit Mord davon ...!«

»Die kommen mit allem davon ...«

Peter McKay hatte sein Bier ausgetrunken und kippte jetzt ein Gläschen Bushmills hinterher, das vierte. Auf der Fußstütze seines Barhockers stehend, schlug er mit dem leeren Glas ein paarmal auf den Tresen – klack, klack, klack, klack. »Ich sage euch, was die brauchen. Ich sage euch, was wir brauchen. Wir brauchen Gerechtigkeit!«

McKays Stimme, tief und volltönend, war für Reden bestens geeignet und jetzt verlieh leidenschaftliche Heiserkeit ihr zusätzliche Autorität.

Aber er musste gar nicht argumentieren – alle waren seiner Meinung. Er war ihre Stimme. Er kletterte hoch auf die Theke. »Denen muss mal gezeigt werden, wo's langgeht. Wir müssen es ihnen zeigen.«

»Verdammt richtig!«

»Genau!«

Die Männer klopfen sich gegenseitig auf die Schulter, stießen sich in den Bauch, stachelten sich an.

Just in diesem Augenblick konnte Arthur Wade sein Glück nicht fassen. Er hatte auf dem Geary Boulevard einen Parkplatz gefunden, direkt vor der Cavern, keine zwei Häuser von der französischen Wäscherei entfernt, wo er die Wäsche abholen sollte. In dem Haus dazwischen befand sich ein Eisenwarenladen, der schon geschlossen hatte. Gute Parkplätze waren nicht so leicht zu finden in San Francisco, schon gar nicht, wenn man sie brauchte. Es blieben ihm nur noch zehn Minuten – sie machten um einundzwanzig Uhr zu –, aber jetzt würde er es schaffen. Ein gutes Zeichen. Karin hatte keine Zeit gehabt, seine Hemden abzuholen. Die beiden Zwillinge lagen wieder einmal mit einer dieser Kinderkrankheiten im Bett und seine Frau hatte das Haus den ganzen Tag nicht verlassen können. Sie war eingesperrt, wurde verrückt dabei. Also hatte er gesagt, kein Problem, er werde die Wäsche auf dem Heimweg holen.

Er versuchte wirklich, seinen Anteil am Haushalt zu übernehmen. Aber für einen Schwarzen, der einen guten Job hatte, musste es oberste Priorität sein, dem Chef auf keinen Fall Anlass für den Verdacht zu geben, man sei nicht durchgehend hundertfünfzigprozentig engagiert. So hielt es Arthur Wade, der seit vier Jahren als angestellter Anwalt bei Rand & Jackman arbeitete, denn auch. Es spielte keine Rolle, dass Jess Rand und Clarence Jackman selbst Schwarze waren. Sie hatten sich das Ziel gesetzt, mit der besten der Firmen zu konkurrieren, die ausschließlich Weiße beschäftigten, und gewannen große Unternehmen aus dem ganzen Land als Kunden. Ihre Mitarbeiter hatten die Möglichkeit, Partner zu werden, wenn sie acht Jahre lang jede Minute ihrer Zeit opferten und brillant, unermüdlich und mit Unternehmergeist gesegnet waren. Was auf Arthur Wade zum Glück zutraf.

Er stieg schnell aus seinem BMW und warf die Tür zu, war in Gedanken noch bei der Arbeit. Als er bei dem unvermuteten Hitzestoß erzitterte, fiel ihm ein, dass er den ganzen Tag nicht mitbekommen hatte, was überhaupt für Wetter herrschte. Zehn Stunden lang hatte er Zeugenaussagen niedergeschrieben, eine zermürende Tätigkeit. Zum Glück hatten die Protokolle am Ende alle erschöpft und so hatte er jetzt

Zeit, Karin zu helfen. Vor zwanzig Uhr aus dem Büro zu kommen, war fast schon wie Urlaub.

Die Wagentür war schon geschlossen, als ihm einfiel, dass es verrückt wäre, bei dieser Hitze auch nur zehn Meter im Sakko zurückzulegen. Er zog es aus, legte es über den Arm und griff in die Hosentasche, um die Schlüssel herauszuholen und das Jackett in den Wagen zu legen. Aber die Schlüssel waren nicht da. Sie steckten im Zündschloss.

Er hatte sich ausgesperrt.

Wütend schlug er mit der Hand auf das Wagendach. Der Schlag löste die schrille, ohrenbetäubende Zweitonalalarmanlage des Wagens aus.

IIII-uuuu! IIII-uuuu! IIII-uuuu!

Peter McKay stand noch auf der Theke und war mitten in seinem wütenden Vortrag über die Freilassung von Jerohm Reese, die Ungerechtigkeit, dass Schwarze ungestraft mit Mord davonkommen könnten, und all das, als er den Lärm der Alarmanlage des Wagens hörte und Arthur Wade vor dem Fenster der Cavern auf der Straße sah, wie der sich an dem schönen, neuen BMW zu schaffen machte. Er stiehlt ihn, dachte er, der schwarze Mistkerl.

»He, seht mal da!«, rief er. »Das ist doch nicht zu glauben.«

Kevin Shea pflegte sich gern vorzumachen, dass er sich bald bessern, die verflixte Dissertation abschließen und seinen Dokortitel bekommen würde, um sich dann eine Stelle an der Uni oder irgendeinen anderen Job zu suchen, solange dabei Zeit für einen Drink oder zwei bliebe und er nicht allzu viele Kompromisse schließen müsste. Er würde nicht noch mehr Kompromisse schließen, das war klar.

Aber im Moment gab es einfach zu viele Dinge, die zu klären waren. Veränderungen. Die viel beschriebene Beziehungskiste. Wohin er ging, was er tat. Der ganze Ärger. In seiner Stimmung war es leichter, zu trinken und nichts zu ernst zu nehmen.

Aber dies hier gefiel ihm nicht.

Gut, er war Neil Young losgeworden. Aber diese Typen wurden jetzt wirklich unangenehm. Nigger dies und Nigger das. Er hasste das Wort – er hatte es als Heranwachsender, weiß Gott, oft genug gehört. Doch das

hier konnte einem Furcht einflößen. Die Leute schrien Dinge, die er im modernen San Francisco von heute nicht für möglich gehalten hatte. Und irgendein Idiot stand auf der Theke und drehte durch.

Er hatte genug. Kevin Shea setzte sich in Bewegung. Bloß raus hier. Die Alarmanlage des Wagens schrillte. IIII-uuuu! IIII-uuuu!

McKay sprang von der Theke herunter und drängte sich durch die Menge. Die Männer – sein Cousin Mullen und alle anderen – folgten ihm. Sogar Jamie O'Toole kam hinter dem Tresen hervor und schloss sich ihnen an.

McKay erreichte die Eingangstür, stieß sie auf und stand draußen auf der Straße in der Dämmerung.

Arthur Wade, peinlich berührt, wandte sich um, streckte in einer hilflosen Geste die Arme aus und versuchte, trotz der lärmenden Alarmanlage gehört zu werden.

McKay war bei ihm, bevor er gehört werden konnte. Er schubste ihn und stieß ihn vom Wagen weg. »Was, zum Teufel, machst du da?«

»He!« Wade wehrte sich nicht. Es gefiel ihm zwar nicht, herumgestoßen zu werden, aber hier lag offensichtlich ein Missverständnis vor. Er würde es diesem Hitzkopf erklären und die Sache aus der Welt schaffen.

»Das ist mein Wagen. Ich habe mich ausgesperrt ...«

McKay packte ihn mit beiden Händen an der Brust und stieß ihn gegen den offenen Transporter, der neben Wades Auto stand. »Dein Wagen? Scheiße.« Er drehte sich um und schrie, um den Lärm zu übertönen:

»Der Nigger sagt, dass ihm der BMW gehört! Ich sage: Große Scheiße!« Die Alarmanlage heulte weiter.

»Ich sage, er klaut den Wagen!«

Wade richtete sich auf, machte sich bereit. Aus der Bar war bereits ein Dutzend Männer herausgestolpert und immer mehr kamen zu ihm herüber, genau wie dieser betrunkene Kerl, der ihn dauernd antatschte. Das sah schlecht aus. Arthur Wade gefiel zwar die ganze Sache nicht, aber er hielt es für vernünftiger, zu gehen und später zurückzukommen, wenn die Lage sich beruhigt hätte.

»He! Wo gehst du hin? Wo, zum Teufel, willst du hin?«

Ein Schritt zurück. Zwei. Die Hände heben, den Abstand vergrößern.

»Schauen Sie, ich geh' einfach, ich will keinen Ärger ...«

Der Betrunkene blieb an ihm dran. »He, du willst keinen Ärger? Und du versuchst auch nicht, Autos zu stehlen, was?« Ein plötzlicher Sprung auf ihn zu, dann ein Schlag. Jemand hinter ihm versperrte ihm den Weg.

»Hören Sie ...«

IIII-uuuu!

Ein Stoß von hinten, aus der anderen Richtung. Der betrunkene Kerl vor seinem Gesicht schrie: »Ihr Typen kommt mit Mord davon. Ihr macht, verdammt noch mal, was ihr wollt ...«

Und dann ein anderes Geräusch, das sich selbst gegen den Lärm der Alarmanlage deutlich abhob: Das Schaufenster des Eisenwarenladens zerbarst in einem Scherbenregen. Jamie O'Toole, der Barkeeper, hatte einen der schweren Bierkrüge aus der Cavern ins Fenster geworfen. Jetzt stand er im Verkaufsbereich zwischen Rasenmähern und Elektrogeräten, aufgewickelten Wäscheleinen und Vorschlaghämmern und schrie irgendetwas.

Die Gewalttätigkeit des Geschreis, der schrille, misstönende Klang der Autohupe, das riesige, zertrümmerte Schaufenster, Alkohol und Hormone – Schritt für Schritt eskalierte die Situation.

IIII-uuuu! IIII-uuuu!

O'Toole stand im Schaufenster des Eisenwarenladens und nahm etwas von der Wand. Was, zum Teufel, war das ... Ein Seil? Ein Seil. Ein dickes gelbes Nylonseil.

Kevin Shea hörte das Geschrei und das Gellen der Alarmanlage. Was ging da draußen nur vor sich? Was es auch war – die Männer strömten aus der Kneipe, als ob man einen Stöpsel herausgezogen hätte.

Shea war auf dem Weg zur Tür von dem Sog erfasst worden. Die Männer hinter ihm drückten nach, zwangen ihn so mitzugehen und schrien: »Weiter! Los, macht schon! Los jetzt, weiter!«

Shea erschauerte, als er von draußen, außerhalb seines Sichtfeldes, jemanden rufen hörte: »Haltet ihn fest! Lasst ihn nicht abhauen!«

Arthur Wade war kräftig und gelenkig. Er trainierte, sooft er konnte – mindestens dreimal pro Woche – im Nautilus-Zentrum, das über den

Büros von Rand & Jackman eingerichtet worden war. Er hatte kaum vierzehn Prozent Körperfett und wog immer noch einhunderteinundneunzig Pfund, wie damals an der Northwestern University, wo er in seinen beiden letzten Jahren in der Universitätsmannschaft Baseball gespielt hatte.

Aber das hier war zu schnell gegangen, hatte ihn total überrascht. Etwas traf ihn hart hinter dem Ohr am Kopf, sodass er taumelte und mit der anderen Seite des Kopfes gegen den Lastwagen schlug, hinter dem er geparkt hatte.

»He ...!«

Jemand warf sich gegen ihn. Noch einer. Fäuste hieben in seine Seiten. Was passierte hier? Aber es blieb keine Zeit zum Überlegen. Er versetzte einem Mann einen Stoß mit dem Ellbogen, traf einen zweiten und warf sich, als er die Arme wieder frei hatte, gegen den dritten.

Aber es kamen immer mehr, zehn, zwanzig. Immer mehr.

Einer der Männer, die er mit dem Ellbogen weggestoßen hatte, kam zurück, schlug tief und traf seine Genitalien. Arthur krümmte sich, gegen diesen Schlag hatte er keine Chance gehabt. Dann kam er wieder hoch, drehte sich um und zog ein Knie an, traf einen Kiefer. Er trat nach dem Mann und brach zur Straße durch.

Aber sie waren um die parkenden Autos herumgegangen und strömten vom Bürgersteig herunter. Auf der Straße hupen Autos, manövrierten langsam um die Menge herum, nicht eines hielt. Wade rannte mit ausgestrecktem Arm gegen den ersten Mann, aber der war groß und ging nicht zu Boden. Jemand packte ihn von hinten am Kragen und zog ihn zurück, drückte ihm die Luft ab.

»He, was ...!«

»Schnauze.«

»Packt ihn! Haltet ihn fest!«

Sie traten gegen seine Beine. Jetzt hatten sie ihn von beiden Seiten eingekreist, er stand zwischen seinem Wagen und dem Lastwagen. Er drehte sich um, schlug mit der Handkante gegen den Arm, der ihn am Hals hielt, hörte ein Knacken. Die Menge hielt für einen Augenblick inne. Er schwang einen Fuß auf die Stoßstange des Lasters und sprang auf das Dach seines Wagens, rollte ab und kam, wild um sich tretend, auf

der Straßenseite herunter, verdrehte sich dabei den Knöchel. Scheiße. Da war eine Lücke. Er könnte durchkommen. Mit ausgestrecktem Arm versetzte er einem Mann einen Stoß und schaffte einen sauberen Durchbruch. Ein paar Schritte, dann gab der Knöchel nach, aber es gelang ihm, auf den Beinen zu bleiben. Er musste auf den Beinen bleiben. Da versperrte ihm ein Auto, das – scheinbar aus dem Nichts auftauchend – in die Second Avenue eingebogen war, den Weg.

Er warf sich dagegen – noch mehr Hupen, quietschende Reifen ... Würde ihm jetzt endlich jemand helfen? Keuchend lief er nach links die Second Avenue hinauf, aber die Menschenmenge war schon auf der Straße und schrie: »Haltet ihn, packt ihn!«

Er spürte einen heftigen Schlag – von jemandem, der darauf trainiert war, andere anzugreifen – seitlich gegen die Knie und ging zu Boden. Er rutschte eineinhalb Meter über den Asphalt, riss sich die Anzughose auf und die Haut vom Bein. Ein Haufen nach Bier riechender Männer hielt ihn an Händen und Füßen fest. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Ungläubig und entsetzt fühlte er, wie ihm jemand eine Schlinge um den Hals legte.

Kevin Shea stand am Rand des Mobs und beschloss, das nicht zuzulassen.

Der Kerl, der Irre – er nahm an, dass es immer noch derselbe Mann war –, hatte ein Ende des gelben Seils, das fast leuchtete, so grell war es, über die Lampe der nächsten Straßenlaterne geworfen. Ein paar Männer sprangen nach dem baumelnden Ende und versuchten es zu fassen, während die übrigen schrien: »Zieht ihn hoch, hängt ihn auf!« Er musste etwas unternehmen.

Also nahm er all seine Kräfte zusammen und schob sich durch die Menge. Er wurde zurückgedrängt, aber die Aufmerksamkeit aller war auf das Handgemenge auf der Straße gerichtet, sodass er sich weiter in die Masse aus dicht gedrängten Leibern hineinschieben konnte. Je näher er kam, desto enger wurde es. Alles drängte aufgeregter zur Mitte. Er reckte den Kopf. Ein Mann war auf die Schultern eines anderen gestiegen und Shea sah, wie er das Seil ergriff und daran zog. Die beiden Seiten, die vorher lose gebaumelt hatten, spannten sich, wurden straff.

»Macht schon! Los jetzt! Jetzt!«

Ein unbeschreibliches Chaos brach um Shea herum aus und er musste Ellbogen und Knie einsetzen, um weiterzukommen. Er war jetzt keine drei Meter mehr vom Zentrum des Geschehens entfernt und es gelang ihm, einen kurzen Blick auf den Mann am Boden zu werfen. Er blutete am Kopf und wehrte sich immer noch, in ein paar Fetzen gehüllt, die wie ein ehemals weißes Hemd und eine Krawatte aussahen.

Shea tauchte nach unten in die Menge zurück, stieß erneut mit seinen Ellbogen zu, jemand stieß zurück. Mit ganzer Kraft hieb er dem anderen den Arm ins Gesicht und drängte weiter nach vorn.

»He! Was soll das!« War er das, der da schrie? Er schrie so laut er konnte. »Wartet! Tut das nicht!« Aber seine Worte gingen im Tumult unter. Wieder wurde er getroffen. Und wieder. Auf den Mund. In die Seiten.

Er schob sich weiter. Er hatte das Schweizer Taschenmesser, das er immer bei sich hatte, gezückt, es aufgeklappt. Er stach das Messer in die Beine des Mannes, der vor ihm stand und schreiend zu Boden ging. Nach unten tretend stieg er über ihn hinweg und drängte sich weiter nach vorn.

Aber er kam nicht näher heran. Der Mob, der den Schwarzen festhielt, war näher zur Laterne gerückt, die anderen hatten den Weg frei gemacht.

Der Lärm, der Lärm. Noch nie hatte Shea so ein Geräusch gehört oder sich vorgestellt – eine Art unterdrücktes Stöhnen wie in der letzten Minute eines knappen Basketballspiels, wenn die Spannung ihren Höhepunkt erreichte, nur dass dieses Spiel hier unmenschlich und animalisch war. Neben ihm im Laternenlicht stand ein Mann, aus dessen Mund Speichel lief, während er Schimpfwörter grölte. Andere schrien »Buh!«, wie sie es in der Highschool im Korridor getan hatten. Und immer noch der ohrenbetäubende Lärm der Alarmanlage des Wagens, der sie noch mehr aufpeitschte.

Er kämpfte sich weiter, nutzte den Menschenstrom, um näher heranzukommen, immer noch mit dem Messer in der Hand. Wahllös stieß er es nach vorn, schlug mit der anderen Hand zu und bahnte sich so einen Weg.

Aber er war nicht schnell genug.

Plötzlich entlud sich die Spannung in einem Schrei, der fast wie ein Beifallsruf klang. Der Schwarze, der nur noch etwa einen Meter von Shea entfernt war, hatte keinen Kontakt mehr zum Boden, sein Kopf ragte am gespannten Seil über die Menge hinaus. Ein halbes Dutzend Männer zog am anderen Ende des Seils, hievte das Opfer hoch, immer höher, bis sich seine Taille in Höhe von Sheas Kopf befand.

Der hängende Mann hob die Arme über den Kopf und griff nach dem Seil. Eine Sekunde Aufschub. Vielleicht eine Minute. Wie lange würde er durchhalten? Jemand schrie, Shea solle die Füße packen, ihn an den Füßen ziehen.

O Gott. Diese Tiere.

Shea drängte weiter und stand plötzlich vor den Beinen des Mannes, der mit den Händen immer noch das Seil über seinem Kopf festhielt. Er schlang die Arme um seine Beine und hob ihn an, damit der Druck nachließ.

Er hielt die rechte Hand hoch. »Das Messer«, schrie er nach oben.

»Nehmen Sie das Messer!«

Vielleicht konnte der Mann sich losschneiden. Er schien ihn zu hören. Das Gewicht verlagerte sich und das Messer wurde Shea aus der Hand gerissen. Da waren Blitzlichter – machte jemand Fotos? Tropfen von etwas Nassem fielen auf Sheas Jackett.

Einer aus der Menge schrie: »Ja, zieh ihn runter! Zieh!« Der Rest der Menge stimmte ein: »Zieh, zieh, zieh, zieh ...«

Über ihm zappelte der aufgehängte Mann und versuchte das Seil mit dem Messer zu durchtrennen, was mit einer Hand furchtbar anstrengend war und zu lange dauerte, auch wenn er von Shea gestützt wurde. Er schaffte es nicht.

Der Fotograf war Paul Westberg, ein dreiundzwanzigjähriger Freiberufler, der um seinen Durchbruch kämpfte. Hier und da ein paar Einsätze für die freie Presse, einige Werbefotos, ein paarmal wöchentlich Aufnahmen von Hausfrauen. Er war herumgelaufen, hatte gelegentlich ein ›künstlerisch wertvolles Foto‹ geschossen und war auf der nördlichen Seite des Geary Boulevard, in der Nähe der Second Avenue, nur ein paar Häuserblocks von seiner Wohnung entfernt, in Richtung Osten gegangen, während hinter ihm die Dämmerung heraufgezogen war. Das Licht hatte die Stadt in einen feurigen Glanz getaucht.

Plötzlich hatte er die Menschenmenge gehört, durch den Lärm des sechsspurigen Verkehrs auf dem Geary Boulevard hindurch. Etwas war passiert. Und – erstaunlich – er war zur Stelle! Bereit!

Aber das Licht – das fantastische Licht – hatte sich verändert. Die Sonne war unter den Horizont getaucht und er brauchte für die in Nord-Süd-Richtung verlaufende Straße, wo das Zentrum des Geschehens lag, das Blitzlicht. Er musste es anbringen, das Objektiv wechseln. Das ging fast automatisch, dauerte aber seine Zeit.

Dann war er fertig und machte sich auf den Weg auf die Südseite des Geary Boulevard, wo tatsächlich etwas vor sich ging, eine Demonstration oder etwas Ähnliches. Er überquerte – was an dieser Stelle verboten war – die nach Osten führenden Fahrbahnen des Geary, wartete auf dem Mittelstreifen und sprintete dann weiter.

Auf der rechten Spur standen Autos, die einen Stau verursachten. Er machte schnell eine Aufnahme, was vermutlich Verschwendung war, erreichte die andere Seite. Es war unmöglich, über die Menge hinweg etwas zu sehen, also kletterte er auf die Motorhaube des nächsten Fahrzeugs. Man musste eben ein Risiko eingehen, wenn man vorankommen wollte.

Da sah er, was weiter vorn geschah.

Der Mob um ihn herum drängte vor und zurück, bewegte das Auto, auf dem er stand, und schob sich dann weiter. Er wusste nicht, wie viel Zeit ihm noch blieb. Wenn ihn jemand sah ...

Aber da war ein Mann, der seine Arme um einen gehenkten Mann

geschlungen hatte und ihm ein Messer an die Kehle hielt. Mein Gott, was für ein Foto! Das Foto seines Lebens.

Seine Hände zitterten vor Aufregung, aber er musste das Bild scharf stellen, die Zeit messen ...

Jetzt! Eins.

Klick. Noch eins.

Jemand griff von unten nach ihm und schrie: »Schnappt euch den Kerl!«

Er trat nach dem Mann, sprang vom Heck des Wagens und rannte, was das Zeug hielt. Drei Minuten später war er zu Hause.

Die Menschenmenge schloss sich um ihn. Jemand traf Shea an den Knien. Das Messer fiel klirrend auf die Straße. Über sich hörte er ein Knirschen und einen dumpfen Laut, als das Seil das Gewicht des Mannes wieder allein trug.

Die Männer, die das andere Ende des Seils festhielten, kamen in Sheas Richtung. Erst jetzt sah er den Hydranten neben sich. Sie wickelten das Seil darum.

Shea hob schnell das Messer auf, stürzte sich auf den ersten Mann und schnitt ihm in den Arm, mit dem er das Seil festhielt. Der Mann schrie auf und ließ einen Moment lang los.

Wieder schlug jemand auf Shea ein. Fäuste. Er stieß mit seinem Messer zu, dann trat es ihm jemand aus der Hand und er hörte, wie es scheppernd auf den Boden fiel. Ein Tritt gegen den Kopf. Noch einer. Finsternis.

Wirres Durcheinander, bevor das Aufheulen der ersten Sirenen in der Ferne zu hören war, und immer noch die Alarmanlage, diese erbarmungslose Autohupe, während der Mob um die Ecke auf dem Geary Boulevard oder in der Second Avenue verschwand, sich in schmalen Gassen und Eingängen zerstreute, über Müllcontainer und Hinterhofzäune flüchtete. Als Shea wieder zu Bewusstsein kam, hörte er aufgeregte Stimmen, das Scharren der Füße, rennende Männer. Er kam auf die Knie und versuchte wieder klar zu sehen. Der Mann, der ihn zusammengeschlagen hatte, hatte einiges an Schaden angerichtet. Sheas Gesicht war von getrocknetem Blut verkrustet und er hatte das Gefühl, dass mehrere Rippen gebrochen waren und vielleicht auch sein linker Arm. Er versuchte ihn zu heben, aber der Arm baumelte kraftlos herunter.

Das Seil war noch immer um den Hydranten geschlungen. Er hob den Blick und sah den Mann an der Laterne hängen. Er schien tot zu sein. Trotzdem schleppte er sich zum Hydranten hinüber, vielleicht gab es doch noch eine Chance, das Leben dieses Mannes zu retten, wenn er es schaffte, ihn herunterzuholen. Er zerrte an den unzähligen Knoten, mit denen das Seil befestigt war, aber durch das

Gewicht des Mannes am anderen Ende war das Seil zu straff und mit einer Hand bekam er nicht einmal einen einzigen Knoten auf. Die Knoten gaben nicht nach.

Sein linker Arm war eine pochende, nutzlose Last. Er versuchte ihn zu benutzen, versuchte mit der funktionstüchtigen Hand etwas Spannung von dem Seil zu nehmen und mit der schmerzenden Hand einen der Knoten zu lösen. Er zog. Ein heftiger Schmerz durchfuhr seinen Arm und ungewollt schrie er auf, verlor für eine Sekunde das Bewusstsein, fiel auf die Knie. Er ließ den Kopf hängen und biss gegen den Schmerz die Zähne zusammen, als er ein anderes Geräusch vernahm.

Ein Scheinwerferpaar bog um die Ecke des Geary Boulevard und ein Fahrzeug steuerte mit quietschenden Reifen direkt auf ihn zu. Der Wagen kam vor ihm zum Stehen, eine Tür wurde aufgerissen und zwei Männer sprangen von der offenen Ladefläche des Lastwagens herunter, ein dritter vom Vordersitz.

»Gott sei Dank. Sie müssen ...« Aber die Männer hörten nicht hin. Einer von ihnen griff nach Sheas verletztem Arm und zog daran. Ein anderer fasste ihn am Bein und hob es hoch. »He! Was ...?« Sie hielten seine Beine fest und hoben ihn über die Seitenklappe des Lastwagens auf die Ladefläche. Drei Männer drückten ihn zu Boden.

»Ist er drin?«, schrie der Fahrer, aber ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er mit quietschenden Reifen an.

Einer der Männer, die ihn gepackt hatten, schlug Sheas Kopf auf den Metallboden. »Du weißt nichts«, sagte er. »Wenn du irgendjemandem irgendetwas davon erzählst, bist du ein toter Mann. Wir finden dich.« Sie fuhren schneller, bogen einmal ab, dann noch einmal. Er lag auf dem Bauch, wurde niedergedrückt, versuchte trotzdem, sich zu orientieren. Die drei Männer, die ihn in Schach hielten, keuchten. Dann – er wusste nicht, ob da eine Ampel oder sonst etwas war – kam der Lastwagen quietschend am Straßenrand zum Stehen. Mit einer letzten Warnung, dass sie ihn umbringen würden, wenn er auch nur ein einziges Wort verriet, warfen sie ihn vom Wagen und rasten in einem Schotterhagel auf und davon. Zurück blieb der Geruch von verbranntem Gummi.